



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Kind, ob es dir je verzeihen kann. Zwischen uns beiden steht die Sache anders. Mein Glaube an dich ist zu Schanden geworden. Du bist treulos; denn du hast der Natur nicht Wort gehalten. Du hast die heiligste Würde verletzt, die einer Frau verliehen werden kann — das ist die Mutterschaft. Ich kann dir meine Kinder nicht anvertrauen. Das mußt du einsehen. Ich kann auch nicht mit dir leben, denn ich begreife dich nicht. Wir gehen verschiedene Wege. Leb wohl.

Er wandte sich zum Gehen.

Joseph! Sie schluchzte dumpf und qualvoll. Geh so nicht von mir, geh so nicht!

Es zog ihn noch einmal herum. Er sah ihr blaßes, thränenüberströmtes Gesicht, er sah ihr Zittern —

Du thust mir in tiefster Seele leid, sagte er weich. Dein Schicksal ist sehr schwer. Aber ich kann es nicht von dir nehmen, ich kann nicht.

Seine Augen überflammten sie zum letztenmal mit einem großen traurigen Blick. Dann ging er langsam hinaus.

Und sie blieb zurück — allein — in der Dämmerung — in der Wüste.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Utopisches. Arthur Mülberger, der Apostel Proudhons, hat einen Autodidakten entdeckt, der durch eignes Nachdenken in die Bahnen des französischen Kommunisten geraten ist, ohne ihn zu kennen: Ernst Busch, und hat, nachdem der Mann kürzlich gestorben ist, noch ein Schriftchen von ihm herausgegeben: Der Irrtum von Karl Marx (Basel, Dr. Müller, 1894). Die Schriften, die Busch bei Lebzeiten veröffentlicht hatte, sind unbeachtet geblieben. Der Mann war Kaufmann, wie Proudhon, und so erklärt es sich, daß er gleich diesem die Ursachen des sozialen Elends in der Gütervermittlung suchte, während sie Marx im Produktionsprozeß gesucht hat. Marx lehrt: die Aussperrung der Arbeiter von den Produktionsmitteln ist Schuld daran, daß sie dem Unternehmer einen großen Teil des von ihnen erzeugten Wertes überlassen müssen; Proudhon und Busch behaupten: nein, der Händlerprofit kürzt den Arbeitern den Lohn, der ihnen gebührt. Das mag ja unter Umständen wahr sein, allein der Hauptsache nach hat Marx Recht. Es ist vollkommen richtig, was Busch sagt, daß sich nur ein sehr kleiner Teil der Volksarbeit, auf einen langen Zeitraum berechnet gar nichts davon, in Kapital verwandeln läßt, daß das ganze Produkt verbraucht wird und fortwährend von neuem hervorgebracht werden muß, daß also das gegenwärtige Kapital nichts ist ohne die zukünftige Arbeit. Aber es ist Narrheit, daraus den Schluß zu ziehen, daß demnach das Grundeigentum nichts wert und der Arbeiter schon jetzt Herr seines Arbeitsprodukts sei, wenn er nur wolle; eine Genossenschaft von Arbeitern

brauche ja nur die Bebauung des noch im Überfluß vorhandenen Bodens zu unternehmen und den Austausch der Produkte unter Aufsicht zu stellen, sodaß der Handelsprofit wegfalle. Weiß doch jedermann, daß das zwar bei der Ansiedlung in einem neuentdeckten unbewohnten Lande geht, aber nicht innerhalb der Rechtsordnung Europas. Eine leere Redensart bleibt daher das Schlagwort des Mannes, das er am Schluß des Schriftchens wiederholt: „Die ganze Kundschaft ist und bleibt in letzter Linie, um diesen über das Schicksal der Menschheit entscheidenden Satz noch einmal auszusprechen, ein freiwilliges Geschenk der Arbeiterklasse, daß sich die Vermittler zwischen Produktion und Konsum, die Geschäftsleute, gegenseitig ablösen, und daß die Arbeiter ganz gut selbst behalten und gebrauchen können.“ — Ähnlich wie Busch schließt Christian Schmidt in seinem Schriftchen: Die arbeiterfreundliche wirtschaftliche Diktatur. Die letzte und sicherste Hoffnung der arbeitenden Klassen (im Selbstverlage des Verfassers, in Kommission bei H. Dittrich in Reichenbach i. Schl.). Die Arbeiter, meint er, haben ja die freie Verfügung über ihre Kundschaft und über ihre Kräfte; sie können kaufen, bei wem sie wollen, und arbeiten, für wen sie wollen. Sie brauchen also bloß den tüchtigsten und geschicktesten aus ihrer Mitte zum wirtschaftlichen Diktator zu wählen und sich zu geloben, daß sie bei niemand kaufen wollen, als bei ihm, und für niemand sonst arbeiten wollen, als für ihn, der ihnen den vollen verdienten Lohn auszahlen und alle Waren billig ablassen wird; sämtliche kapitalistische Unternehmer werden durch Streik und Boykott tot gemacht. Wie einfach! Wenns nur erst gemacht wäre! — Nicht auf eine Linie zu stellen mit diesen Kindlichkeiten ist das gut geschriebne Buche Die allgemeine Existenzversicherung von Guido Josephi. Erster Band: (Zürich, J. Schabelitz, 1893.) Der Band zerfällt in drei Teile. In den ersten beiden wird der Zustand unsrer Gesellschaft beleuchtet und der deutsche Versuch einer allgemeinen Zwangsversicherung kritisiert; dabei werden ganz ähnliche Ideen entwickelt, wie in dem unsern Lesern bekannten Buche: Weder Kommunismus noch Kapitalismus. Die Verfasser beider Bücher kennen einander nicht und haben nichts von einander gewußt; die Verwandtschaft ihrer Ideen entspringt eben nur der offenkundigen Lage der Gesellschaft. Aber Josephi kommt auf Grund seiner schönen und wahren Betrachtungen zu einem utopischen Universalmittel: er will die soziale Frage durch eine allgemeine Existenzversicherung lösen; der dritte Teil des Bandes enthält den 190 Seiten langen sorgfältig ausgearbeiteten Entwurf eines Pensionsgesetzes, was eine ganz unverantwortliche Zeit-, Kraft- und Papierverschwendung ist. Josephi schreibt mit starkem Pathos, sein Prediger- und Prophetenton ist auch stellenweise nicht unwirksam; aber geschmacklos ist es, wenn er seinen Gesetzentwurf mit den feierlichen Worten einleitet: „Im Namen des allmächtigen Gottes! Ihre Majestäten . . . die Präsidenten . . . vom Wunsche befeelt, die soziale Frage ihrer Lösung entgegenzuführen, haben einmütig beschlossen — vorbehaltlich der Zustimmung ihrer Parlamente — wie folgt.“

Der Schulchan Aruch als Lehrbuch. Es ist ein eigentümliches Vorkommnis, daß unter den deutschen Bundesregierungen zuerst die großherzoglich badische Anlaß genommen hat, gegen die Verwendung des Schulchan Aruch als Hilfsmittel der Erziehung einzuschreiten. Die wegen ihres Liberalismus so viel gescholtene badische Bürokratie scheint diesmal den Beweis geliefert zu haben, daß sie in der That mehr als manche andre Fühlung hat mit dem Denken und Empfinden des unter ihrer Verwaltung stehenden Volks. Mit vollem Recht wurde erklärt, daß, welche Art von Fremden immer durch das berüchtigte Akum ur-

sprünglich bezeichnet sein möge, der heutige jüdische Schüler die gegen die Akum gerichteten Verwünschungen und Verachtungsumgebungen des Schulchan Aruch nur auf die ihm bekannten Nichtjuden, also die Deutschen christlichen Glaubens, beziehen könne. Mit nicht geringerem Recht wurde der Satz ausgesprochen, daß in einer unter der Oberaufsicht eines deutschen Staates stehenden Lehranstalt auch in hebräischer Sprache keine Dinge gesagt und gelehrt werden dürfen, die das deutsche Schamgefühl verletzen.

Dieses Vorgehen der großherzoglich badischen Regierung giebt übrigens einen schätzenswerten Fingerzeig, wohin sich die Bestrebungen derer vorzugsweise zu richten haben, die die jüdische Ethik als etwas sittlich Fremdes aus dem Leben unsers deutschen Volks ausmerzen wollen. Das Verlangen, eine zuverlässige deutsche Übersetzung des Schulchan Aruch in die Hand zu bekommen, ist ohne Zweifel sehr berechtigt; namentlich wenn man in Betracht zieht, daß im Buchhandel zu Berlin keine aufzutreiben ist, daß das Exemplar der königlichen Bibliothek schon seit längerer Zeit ohne Beleg fehlt, und daß eine Anfrage bei den israelitischen Gemeinschaften, die im Besitz einer Bibliothek sind, immer dieselbe Antwort zur Folge hat, sie brauchten keine Übersetzung des Schulchan Aruch, daher hätten sie auch keine.

Für den praktischen Zweck der möglichsten Beseitigung eines Buches wie des Schulchan Aruch aus dem Jugendunterricht genügt es aber, sich aus den allgemein zugänglichen Schriften über den Talmud und über die daraus hergestellten kanonischen Auszüge ein Bild zu machen von dem Geist und Charakter der in dem jüdischen sogenannten Religionsunterricht gebräuchlichen, unsern Katechismen entsprechenden Bücher. Sind Einzelheiten erwünscht, so sind die Unterrichtsminister aller deutschen Staaten jederzeit in der Lage, sich amtlich zuverlässige Auskunft zu verschaffen, und es giebt in Deutschland, Gott sei Dank, noch Volksvertretungen — die badische dürfte dazu gehören —, in denen die ministeriellen Oberbureaufüraten es nicht wagen dürfen, eine ernsthafteste, aus der Besorgnis um das sittliche Wohl des deutschen Volks hervorgegangene Anfrage mit einem vornehmthuerischen, seichten Kanzleitrost abzufertigen.

Man stelle also in allen Landtagen und wo es irgend sonst noch angeht, mit Beziehung auf bestimmte, ganz konkrete Beschwerden die Unterrichtsminister zur Rede. Nachdem die großherzoglich badische Regierung dem Grundsatz zugestimmt hat, daß es in Lehranstalten, die auf dem Boden des deutschen Reichs unter dem Schutz der deutschen Gesetze stehen, nicht gestattet sein dürfe, der Jugend eines uns stammesfremden Teils der Bevölkerung lehramtlich Grundsätze beizubringen, die auf Erregung von Haß und Verachtung gegen die deutschen und christlichen Staatsbürger abzielen, genügen Auszüge aus dem Schulchan Aruch, wie Dr. Eckerts „Juden Spiegel,“ vollkommen, um Beschwerdeführungen zu begründen. Es wird sich dann zeigen, ob es die sogenannten konservativen Kultusminister angebracht finden werden, sich der Judenschutztruppe freundlicher und gewogener zu zeigen als ihr liberaler Kollege in Baden.

Wir schlagen unsern „Juden Spiegel“ an beliebiger Stelle auf und finden überall Grund genug, zur Abwehr jüdischer Unverschämtheit von den Regierungen ernste Maßnahmen zu verlangen. Seite 29 ist Gesetz 3 angeführt, das lautet: „Das Badische Gebet darf nur da gebetet werden, wo zehn Juden beisammen sind, und zwar müssen sie so beisammen sein, daß keine unreine Sache, wie z. B. Rot oder ein Akum (Nichtjude), sie von einander trennt.“ In nicht minder feiner Weise werden in Gesetz 15 die jüdischen Jünglinge zur Hochachtung ihrer „Mitbürger

christlichen Glaubens“ ermahnt, indem da gesagt wird: „An den Festtagen, an denen jegliche Arbeit verboten ist, ist auch das Kochen verboten; nur darf jeder kochen, was er für sich zu essen nötig hat. Erlaubt ist es aber, wenn er für sich zu kochen nötig hat, in denselben Topf mehr Speise zu legen, als er für sich gebraucht, ja sogar wenn er das Zugelegte für die Hunde gebrauchen will; denn wir sind ja verpflichtet, die Hunde leben zu lassen. Für einen Akum (Nichtjuden) hingegen mehr Speise zuzulegen, ist streng verboten, indem wir denselben leben zu lassen nicht verpflichtet sind.“

Mit dem Wesen und Charakter des jüdischen Unterrichts, soweit er auf Ausbildung der angeborenen geistigen Anlagen abzielt, hat sich neuerdings besonders die englische Litteratur eingehend befaßt, aus Anlaß der starken Einwanderung russisch-polnischer Juden. Fast alle diese Abhandlungen kommen darin überein, daß es eine Religion und einen Religionsunterricht in dem uns bekannten und geläufigen Sinne des Wortes für den Juden gar nicht gebe. Alles ist geistige Dressur mit äußerlichen, mechanischen Regeln und Formeln, ein intellektuelles Training, das einen Typus schafft, der unbehindert von irgendwelchen sozialen Gefühlen einzig darauf ausgeht, durch geistige Beweglichkeit und rücksichtslose Benutzung aller vorhandenen geistlichen Handhaben von der Arbeit anderer den Profit an sich zu reißen.

Ein Wendepunkt der deutschen Geschichte. Der zweite Band des Werkes von Professor Dr. Bernhard Erdmannsdörffer über die Deutsche Geschichte vom weisfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen, 1648 bis 1740, ist nun auch erschienen, und der Umstand, daß ihn, unter Ablehnung des dafür zuerst vorgeschlagenen Sybelschen Werkes über die Begründung des deutschen Reichs, der Verdunpreis zuerkannt worden ist, hat ihm in besonderm Maße die Aufmerksamkeit der Freunde geschichtlicher Litteratur zugewandt. Ohne uns in eine Kritik der Preisverteilung einzulassen, glauben wir doch, sagen zu dürfen, daß das Erdmannsdörffersche Werk in Wahrheit einer hohen Auszeichnung würdig ist. Es zählt mit Eduard Meyers Ägypten, Bernhard Stades Israel, A. Müllers Islam und Fr. v. Bezolds Reformation zu den besten Bestandteilen der weitsichtigen und manchmal auch minderwertigen Duden-Großischen „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen.“

Die Zeit von 1648 bis 1688, die der erste Band (vgl. Grenzboten 1893, III) zum Gegenstande hatte, ist ohne Frage die trübste Zeit unsrer Geschichte. Die Zeit von 1688 bis 1740 zeigt dem gegenüber unverkennbar überall die Ansätze zur Besserung. Bis 1688 konnte sich Ludwig XIV. im ganzen als den Herrn Europas betrachten; es gelang ihm, in jedem Friedensschluß die nachträgliche Bestätigung seiner Raubereien zu erlangen, so 1668 in Aachen, 1678 und 1679 in Nymwegen, 1684 in Regensburg; in dem letztgenannten Vertrag erhielt er den Besitz der Reunionen für zwanzig Jahre zugesichert, Europa nahm es also ruhig hin, daß der König sogar — nach Voltaires Wort — aus der Zeit des Friedens eine Zeit der Eroberungen zu machen sich erdreistet hatte. Aber bereits 1688 mußte Ludwig XIV. erfahren, daß die Zeit, wo er nur ans Schwert zu schlagen brauchte, um seine Feinde einzuschüchtern, vorüber war. Erdmannsdörffer hat gewiß Recht, wenn er betont, daß Ludwig XIV. 1688 gar nicht die Absicht hatte, einen langwierigen Krieg anzufangen: er warf ein Heer unter dem Dauphin auf den Rhein, in der Hoffnung, daß sich die Deutschen, die gleichzeitig mit den Türken in schwerem Kampfe standen, rasch fügen würden, und daß er seine Pläne in Köln und in der Pfalz dann leicht würde durchsetzen können. Aber sehr bald mußte er erkennen, daß seine Hoffnung trügerisch war;

im deutschen Volke regte sich eine zähe Widerstandskraft, unter deren Anzeichen das tapfere Benehmen der Weiber von Schorndorf eins der merkwürdigsten ist, das auch deshalb wohl eine etwas eingehendere Darstellung verdient hätte, als die drei Zeilen bei Erdmannsdörffer. Dem Benehmen des Volks entsprach das seines Oberhauptes; daß sich Kaiser Leopold I. entschloß, gleichzeitig gegen Türken und Franzosen zu sechten, ist zwar von manchen Zeitgenossen, so von Prinz Eugen, der gern alle Kräfte gegen Westen gewandt hätte, getadelt worden, enthält aber unlegbar einen großen Zug, der zeigt, daß wohl auch mittlere Menschen in großen Augenblicken über sich selbst hinausgehoben werden. Schon zu Anfang 1689 wurde klar, daß die Franzosen nicht stark genug waren, an allen ihren Grenzen die Defensive zu behaupten; sie wichen vor den deutschen Streitkräften gegen den Rhein zurück, und um die zu räumenden Gebiete dem Feinde, wie der übliche Ausdruck lautet, „inutil“ zu machen, wurde von Louvois — nicht, wie sein ausgezeichneteter Geschichtschreiber, Camille Rouffet, behauptet, von dem Generalquartiermeister Chamlay — die bekannte furchtbare Verheerung der Pfalz beantragt und durchgeführt. Chamlay hat allerdings die Sprengung aller nicht zu haltenden Festungswerke angeregt, nicht aber die Zerstörung der Wohnorte selbst; die volle Verantwortung für den Befehl de brûler le Palatinat fällt auf das Haupt von Louvois zurück, der nach dem Urteil der Zeitgenossen in der Weltgeschichte nur in Attila seinesgleichen fand. Wenn einzelne französische Befehlshaber wie der genannte Chamlay, der es schrecklich fand, eine so alte und beträchtliche Stadt wie Trier zu zerstören, der Herzog de Durat und der Graf de Tessé Milde walten ließen oder wenigstens walten lassen wollten, so bezeugte Louvois seine große Unzufriedenheit damit; er ging davon aus, daß la raison de guerre die Verheerung verlange und demgemäß zu verfahren sei. Schließlich haben es alle Grausamkeiten nicht verhindern können, daß der König im Ryswicker Frieden vom 30. Oktober 1697 fast auf allen Punkten zurückweichen mußte; leider aber hat es die Gleichgiltigkeit Englands, Hollands und Spaniens, vielleicht auch — doch hält das Erdmannsdörffer nicht für gewiß — habsburgisches Sonderinteresse verschuldet, daß zwar Freiburg und Breisach, nicht aber das weit wichtigere Straßburg an die Deutschen zurückgegeben wurde; „diese Citadelle Deutschlands,“ wie sich der tapfere Markgraf Ludwig von Baden ausdrückte, blieb den Franzosen. Was das zu bedeuten hatte, erfährt man aus nichts besser, als aus einem Gutachten Baubans, das Erdmannsdörffer nicht mitteilt (Rouffet, Louvois, 4, 540): „Straßburg darf der König so wenig hergeben als die Vorstadt von Paris St. Germain: damit bekommen die Deutschen das schönste und sicherste Magazin zur Unterstützung Lothringens und zu einem Einfall in Frankreich; Straßburg und Luxemburg sind die zwei besten Plätze von ganz Europa.“

Der Friede von Ryswick brachte bekanntlich nur einen kurzen Waffenstillstand von drei Jahren: das Erlöschen des habsburgischen Mannesstammes in Spanien erweckte in Ludwigs XIV. unersättlichem Herzen die Hoffnung, den französischen Machtbereich über das ganze romanische Südeuropa auszudehnen und dadurch den ganzen Erdteil in Abhängigkeit von sich zu bringen. Dieses Ziel hat aber Frankreich nicht erreicht; es ist im Laufe des spanischen Erbfolgekriegs bis ins innerste Weibin erschüttert worden. Alle seine Kriegshelden, mit Ausnahme von Villars, verloren in diesem Krieg ihren scheinbar unzerstörbaren Ruhm; die Schatzschiebe galten nur noch 20 Prozent ihres ursprünglichen Werts; als im Winter 1708/09 die Obstbäume und selbst die Reime des Getreides erfroren, entstand eine solche Hungersnot, daß der König, der angebetete roi-soleil, auf offener Straße von dem

Grenzboten III 1894

verzweifelnden Volke beschimpft wurde. Gleichwohl hat Frankreich schließlich seine Grenzen behauptet; es stand auch immer noch als die größte Militärmacht des Festlandes da, mit guten Grenzen nach allen Seiten, aus der politischen Vereinzelung, wie sie um 1697 bestanden hatte, befreit, und ebenso fähig als entschlossen, seine große Stellung in allen europäischen Fragen zu behaupten. Aber einen positiven Gewinn hat es aus dem langen Ringen nicht davongetragen, dagegen war das in hohem Grade dem Hause Habsburg gelungen. „Seine europäische Großmachstellung war vollendet. Aus dem alten binnenländischen Österreich war ein Staat geworden, der mit seiner belgischen Küste den westlichen Ozean berührte, der die Lombardei beherrschte, der von Neapel und Sardinien aus an dem Leben der Mittelmeerstaaten lebendigen und fruchtbaren Anteil zu nehmen berufen schien, und der noch keineswegs am Ende seiner italienischen Eroberungen zu stehen gemeint war. Die beste Kraft aber erwuchs der neuen Staatsbildung aus dem gefesteten Besitz von Ungarn. Welche Opfer hatte zwei Jahrhunderte hindurch die langsame, mühselige Festsetzung auf diesem Boden gekostet: nun begannen die Früchte zu reifen. In frühern Zeiten, bemerkt Ranke einmal, wurden alle Kriege in Ungarn mit deutschen Heeren geführt, und man sagte, alle dortigen Flüsse seien mit deutschem Blute gefärbt; jetzt erschienen die Ungarn als der Kern der österreichischen Heere in den deutschen Kriegen.“

Dieser Machtzuwachs hatte freilich noch eine andre Folge. Früher war Österreich immerhin ein überwiegend deutsches Land gewesen, jetzt war die Frage berechtigt, ob es nicht mehr den verschiedenen nichtdeutschen Stämmen gehöre; der Zustand, daß höchstens ein Viertel der Bevölkerung der Monarchie deutscher Zunge war, ist damals im wesentlichen geschaffen worden. Daraus ergab sich mit zwingender Notwendigkeit, daß die Beherrscher dieses Staats ihr Verhalten nach seinen Lebensinteressen einrichten mußten, nicht nach denen des deutschen Reichs. Gewiß, sie konnten immer noch eine deutsche Politik befolgen, aber doch nur dann, wenn sie zugleich eine österreichische Politik war; sobald sich zwischen beiden ein Unterschied ergab, war für die österreichischen Herrscher der Weg von nun an deutlich vorgezeichnet.

Da zeugt es, nun von geradezu göttlicher Fügung, daß in eben der Zeit, wo Österreich aus Deutschland hinauswuchs, Preußen dermaßen zu erstarken anfang, daß es an die Stelle Österreichs zu treten befähigt wurde. Hierfür ist von großer Wichtigkeit gewesen, daß für die durch den großen Kurfürsten so sehr erhöhte Macht in dem Königstitel auch der entsprechende äußere Ausdruck gefunden ward. Erdmannsdörffer berichtet über dieses Ereignis ziemlich ausführlich. Er ist der Ansicht, und gewiß mit Recht, daß nicht etwa der Jesuitenpater Urba, der Beichtvater des Polenkönigs Johann Sobieski, den ganzen Gedanken von sich aus dem Kurfürsten Friedrich III. nahegelegt, sondern daß sich dieser Gedanke aus der ganzen Sachlage mit einer gewissen Natürlichkeit und Notwendigkeit ergeben habe. Er giebt aber zu, daß durch die beiden Jesuiten Urba in Warschau und Wolff in Wien manche Schwierigkeiten, die der Ausführung des Plans im Wege standen, weggeräumt worden seien. Namentlich vermochte Wolff bei Kaiser Leopold I. viel und zerstreute die kirchlichen Bedenken des Kaisers gegen die Anerkennung des preußischen Königtums, indem er, klüger und feiner als Urba, der dem Kurfürsten den Übertritt zur römischen Kirche unter der Form einer kalixtinischen „Vereinigung der Kirchen“ nahelegte, das ersehnte Ziel nicht gleich beim Vater, aber um so gewisser beim Sohn zu erreichen hoffte: Friedrich Wilhelm sollte eine österreichische Erzherzogin heiraten, und habe man erst eine katholische Königin in Berlin, so

werde es wohl gelingen, de convertir le mari par la femme, wie es in einem von dem Franzosen Waddington veröffentlichten Bericht heißt. Die Hauptentscheidung aber lag doch nicht in den Händen der Jesuiten: wenn sich Leopold I. am Ende entschloß, für die Königswürde, die Friedrich durchaus nur durch eine selbständige, seiner Souveränität entfließende Handlung annehmen wollte, seine Anerkennung zu versprechen, so war daran bekanntlich die Erwägung schuld, daß das Haus Österreich in dem bevorstehenden schweren Kampf um die spanische Krone die Hilfe der brandenburgischen Kriegsmacht schlechterdings nicht entbehren konnte. So kam der „Kontrakt“ vom 16. November 1700 zu stande. Friedrich III. fuhr mitten im Winter mit seinem Hofstaat nach Königsberg, ernannte zum Zweck der Salbung zwei evangelische Bischöfe — unter Abweisung der angebotnen Dienstleistung des Ermländer römischen Bischofs Zaluski — und setzte sich, nachdem er in der Kirche gesalbt worden war, im Empfangssaale des fürstlichen Schlosses die königliche Krone aufs Haupt. Recht deutlich trat der rein weltliche Charakter dieses Königturns zu Tage. Papst Klemens XI. hat denn auch, in seinen Erwartungen auf Friedrichs Abfall schmerzlich getäuscht, am 16. April 1701 gegen das frevelhafte Beginnen protestirt, daß ein nichtkatholischer Fürst überhaupt die königliche Würde annehme, und daß er sie vollends auf das alte Ordensland Preußen begründe. Bis zum Jahre 1787 hat der „König in Preußen“ im römischen Staatskalender nur als „Markgraf von Brandenburg“ gestanden; aber dieser kindische Trost der Kurie hatte praktisch so wenig zu bedeuten, als der ebenso bezeichnende römische Protest gegen den westfälischen Frieden. Wenn Friedrich den Titel „König in Preußen“ wählte, so entsprach dieser dem frühesten „Herzog in Preußen“; der Hinweis auf einen bloßen Teilbesitz an Preußen, dessen Westen ja damals noch polnisch war, liegt in dem Verbindungswort „in“ nicht notwendig, man sagte damals auch König in Frankreich, in Ungarn, zu Dänemark. Um die Hofleute eher dazu zu bringen, daß sie von Friedrich I. immer als „Seiner Majestät“ sprachen, ward für jeden Verstoß dagegen die Buße von einem Dukaten zum Besten der Armen festgesetzt.

Die Bedeutung der Königswürde darf man nicht unterschätzen; wenn Oliver Cromwell die Krone mit den Worten abgelehnt hatte: „es wäre nur eine neue Feder auf meinen Hut!“ so sprach sich darin die Einsicht aus, daß eine Krone der innern Natur seiner Stellung nicht entsprach; bei Friedrich von Brandenburg aber war die Ergreifung der „Dignität“ im Gegenteil die richtig gezogene Folgerung aus der thatsächlichen Macht, die ihm und seinem Hause damals eigen war. Nach dem Umfange seines Landes, nach der Größe seiner Einkünfte, nach der Stärke seines Heeres besaß er alle „Requisiten einer Krone.“ Aber es galt das Wort, das Leibniz damals aussprach: „ein König ist nur der, der auch König heißt“; der Name war hier ein wichtiger Teil der Sache selbst.

Aus dem spanischen Erbfolgekrieg hat das neue Königreich keine große Beute davon getragen; dagegen gewann es im nordischen Kriege den größten Teil von Vorpommern mit Stettin, das sich am 29. September 1713 nach achttündiger Beschießung an Friedrich Wilhelm I. ergeben hatte. Auch hier hätte eine kühn zugreifende Politik wohl Größeres erreichen können; aber der neue König wandte im Gefühl, daß sich sein von Feinden umgebener Staat nur durch Straffheit des innern Gefüges behaupten könne, alle Thatkraft seines Wesens auf diese innere Festigung der Monarchie. „So wurde er, sagt Erdmannsdörffer, der Vulkan, der dem zu welthistorischer Größe emporstrebenden preußischen Staat Rüstung und Waffen schmiedete; der Achill, der sie zu tragen und führen verstand, kam nach ihm.“

Dieser Achill hat dann auch die entscheidenden Schritte auf der Bahn gethan,

auf der Preußen an der Stelle Österreichs zur führenden Macht in Deutschland emporstieg; die Hinausdrängung Österreichs aus Schlesien war das Vorbild zu seiner Hinausdrängung aus Deutschland selbst, dessen Lebensinteressen es seit 1699 nicht mehr teilte.

Ein führender Schriftsteller. Es ist in mancher Beziehung gefährlich, einen berühmten Namen zu tragen; denn dieser Name legt Verpflichtungen auf, denen man sich füglich nicht entziehen darf. So kann sich Hermann Grimm nicht wundern, daß man von ihm als dem Sohne Wilhelm Grimms und Neffen Jakob Grimms, dieser Begründer der deutschen Sprachwissenschaft und Meister des deutschen Stils, eine besonders sorgfältige und liebevolle Behandlung unsrer Muttersprache erwartet. Um so mehr mußte es auffallen, daß gerade er seiner Zeit mit an die Spitze jener „führenden Schriftsteller“ trat, die gegen das Bestreben des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, die entbehrlichen Fremdwörter im Deutschen zu vermeiden, feierlich Einspruch erhoben. Über diese damals mit großem Schall in alle Welt hinausgegangne völlig überflüssige Verwahrung ist man, Gott sei Dank, alsbald zur Tagesordnung übergegangen, und mancher jener „führenden Schriftsteller“ wird sich wohl unterdes eines bessern besonnen haben. Nur bei Hermann Grimm ist von solcher Sinnesänderung nichts zu spüren. Denn mit offener Absichtlichkeit bemüht er sich auch in den neuesten Erzeugnissen seiner Feder, so viel wie möglich überflüssige Fremdwörter anzubringen. Was haben da die Mahnungen Jakob Grimms gefruchtet, der in der Vorlesung über „Das Pedantische in der deutschen Sprache“ (1847) die goldnen Worte gesprochen hat: „In unsern Tagen, und wer frohlockt nicht darüber? wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Güter schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlands im Hintergrunde liege. Was aber helfen die edelsten Rechte dem, der sie nicht handhaben kann? Kaum ein andres höheres Recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmähligen Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintan setzt, und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsre Sprache schändet; dann werden sie wie Flocken zerrieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht.“ Und was haben die Worte gefruchtet in der herrlichen Vorrede zum Deutschen Wörterbuche: „Alle Sprachen, so lange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten, und wo sein Eindrang erfolgte, es wieder auszustößen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. . . . Wie der Stolz auf unsre eigne Sprache, der oft noch schlummert, einmal hell erwacht und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, welche sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden. . . . Dieser Ausländerei und Sprachmischung soll das Wörterbuch keinen Vorschub, sondern will ihr allen redlichen Abbruch thun, geflissentlich aber auch die Abwege meiden, auf welche von unberufenen Sprachreinigern gelenkt worden ist.“ Mit den letzten Worten zielt Jakob Grimm namentlich auf Campes übertriebenen Purismus, der oft weit über das Ziel hinausschoß. Aber das kann doch nicht Hermann Grimm rechtfertigen, wenn er z. B. einen seiner jüngsten Aufsätze: „Achim von Arnims Briefwechsel mit Clemens Brentano“ beginnt: „Achim von Arnim und Clemens

Brentano gehören, der Rubrizierung der heutigen Litteraturgeschichte nach, zur Romantischen Schule.“ Rubrizierung! Kann man in diesem Zusammenhang ein ungeschickteres Wort finden als diesen Ausdruck des Altentils? Darauf kann doch nur jemand verfallen, bei dem die Fremdwörterei im eigentlichsten Sinne des Wortes zur „Sucht,“ d. h. zur Krankheit geworden sind. Da solche Aufsätze auch von Frauen gelesen werden, so sollte ein „führender Schriftsteller“ schon aus Rücksicht auf die Frauen solche Fremdwörter aus der Kanzlei vermeiden; zumal da mit dem einfachen deutschen Wort „Einteilung, Einordnung“ ganz dasselbe gesagt wäre. Auf derselben Seite wird von Arnim und Brentano wiederholt der Ausdruck gebraucht: „souveräne“ Naturen. Auf derselben Seite heißt es noch: „Goethe stand lange unter der Direktion seines Vaters.“ Auf der nächsten Seite wird von „legitimem“ Weidengrund gesprochen.

Aber es ist nicht bloß die Fremdwörterfucht, die uns an Hermann Grimm unangenehm auffällt, unser Sprachgefühl wird auch fortwährend durch die seltsame Art seines Satzbaus verletzt. Er liebt kurze, abgerissene Sätze — das ist Geschmackssache. Aber wenn es nur überhaupt Sätze wären, wenn man nur nicht immer den Eindruck erhielte, als läse man hingeworfne Notizen oder Auszüge, für die die stilistische Formung noch vorbehalten sei! Was soll man zu Satzgebilden sagen, wie folgenden: „Nur das unerträgliche Schicksal, einsam zu sein, wollten sie los sein. Was ihnen freilich nie gelungen ist.“ — „Und nun denken wir uns diese unruhigen Geschwister durch den Tod des Vaters jung plötzlich sich selbst überlassen. Erfüllt vom Triebe, in die Weite auszufliegen, und durch innere Gemeinschaft der Naturanlage stets in den alten Taubenschlag zurückgelockt.“ — „Aus der Mitte dieses Kreises erhebt Clemens sich als der am wenigsten verstandne, am meisten besprochne und geliebte, Bedeutendste. Ihrer aller Schmerzenskind.“ — „Diesem Clemens begegnete Achim von Arnim. Nur ein Jahr jünger als Clemens.“ Das Verfahren, durch einen Punkt zu trennen, was innerlich zusammengehört, was sich nicht als neuer Satz, sondern nur als Satzglied dem vorhergehenden anschließt, ist Hermann Grimm etwas so Geläufiges, daß einer, der an die landesübliche Syntax gewöhnt ist, ganz irre wird und sich schließlich durch diese Mißgebilde geradezu abgestoßen fühlt. Der Genuß der Schriften Hermann Grimms kann einem durch diesen gesuchten, unnatürlichen, zerhackten Stil fast ganz verleidet werden, und man kann nur wünschen, daß der Verfasser nicht etwa bei „der Nachahmer sflavischem Gezücht“ mit seinem zerstückelten Satzbau Schule mache.

Hoffentlich verzeiht es uns Hermann Grimm, daß wir seinen Vornamen hergebrachterweise Hermann schreiben und nicht Herman. Auch diese Absonderlichkeit begegnet uns nur bei ihm. Man findet zwar vielfach infolge der Aussprache und wohl auch der falschen Ableitung die fehlerhafte Schreibung Herrmann, aber die Form Herman nimmt Grimm für sich allein in Anspruch. Er kann ja dafür die mittelhochdeutsche Form herman, d. h. Heer- oder Kriegsmann, geltend machen; aber so gut sich das mittelhochdeutsche man in das neuhochdeutsche Mann verwandelt hat, ebenso gut haben wir für das mittelhochdeutsche herman das neuhochdeutsche Hermann zu schreiben.

Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß es dem Verfasser dieser Bemerkungen nur um die Sache, nicht um die Person zu thun ist. Je höher das Andenken der Gebrüder Grimm bei ihrem Volke steht, und je williger man auf andern Gebieten die Verdienste Hermann Grimms anerkennt, um so mehr erscheint es als Pflicht, unsre Muttersprache gegen seine selbstherrliche Willkür in Schutz zu nehmen.